

Ich betrachtete nun, durch das eingebaute Maschinengewehr gedeckt, die Gegend. Rundum aufgerissene Erde und Granatlöcher. Dazwischen hingestreckten Leichen der Gefallenen. Vor uns das verbrannte Flugzeug, etwas weiter der zerschossene englische Tank und in etwa 1-km-Entfernung das zerschossene Dorf Cachi, das wir den vorhergehenden Tag erobern und dessen Westrand, also den jenseitigen Rand besetzen sollten. Also war unser Angriff mißlungen, obwohl wir etwa 800 m in die englischen Stellungen eingedrungen waren und, wie es hieß, 2000 Gefangene gemacht hatten. Ich war nun überzeugt, daß an der englisch-französisch-amerikanischen Front nicht mehr viel zu rütteln war. Halbrechts, etwa 2 km vor uns, lag das Städtchen Villers-Bretonneux, das nur noch einen Ruinenhaufen bildete. Ich schaute nun nach allen Richtungen mit dem Glas nach der englischen Front hinüber. Nicht das geringste Lebenszeichen konnte ich entdecken, als die in die Höhe steigenden Rauchwolken der deutschen Granaten. Über uns spielte sich ein heftiger Luftkampf ab, an dem über 30 Flieger teilnahmen. Drei derselben stürzten ab, zwei brennend während der dritte pfellschnell herniederstürzte. Da wurden wir von der Besatzung des anderen Maschinengewehrs angerufen, ob wir denn nichts mehr zu trinken hätten. Sie würden bald vor Durst vergehen. Da antwortete ein Mann meiner Besatzung, daß in dem großen Granatloch sich wohl wieder etwas Wasser angesammelt haben würde, wir hätten vorhin schon geholt. Schütze Schroback, ein frecher Berliner Junge, kroch nun hin und verschwand im Loch. Bald kam er wieder hinauf mit gefülltem Kochgeschirr und wollte mit ein paar Sprüngen das Loch seiner Besatzung erreichen. Im selben Moment sauste eine Granate knapp über unsere Köpfe und zersprang kaum 2 m hinter unserem Loch. Erschrocken duckten wir uns so tief wir konnten. Dann hob ich den Kopf und sah, daß Schroback bewegungslos etwa 2 m jenseits des neuen Granatloches lag. Da ich nicht wußte, ob er tot oder bloß betäubt war, kroch ich hin, um nachzusehen. Hier war keine Hilfe mehr möglich, Schroback hatte mehrere Granatsplitter in den Bauch erhalten, sodaß die Gedärme hervorsahen, Schroback war tot.

Ganz unerwartet legte unsere Artillerie ein Sperrfeuer zwischen die beiden Linien, sodaß wir durch die massenweisen Granateinschläge, dem Rauch und die umherfliegenden Erdschollen wie von einer Mauer von den Engländern getrennt waren. Nach und nach flaute das Feuer wieder ab. Etwa um 4 Uhr nachmittags schlug plötzlich eine zu kurz gehende deutsche Granate kaum 3 m neben uns ein. Gleich kam eine zweite, die direkt neben dem Loch der anderen Besatzung einschlug und die Leute mit Erde fast

zudeckte. Wie uns das aufregte! Mehr als wenn 20 englische Geschosse eingeschlagen hätten. Gleich kam noch eine und wieder eine. "Schnallt euer Sturmgepäck auf den Rücken, nehmt Gasmaske und Stahlhelm, wir kriechen zurück! Denn von den eigenen Granaten will ich nicht totgeschossen werden!" sagte ich zu meinem Leuten. Dann krochen wir auf dem Bauche rückwärts. Aber immer mehr Granaten kamen, sodaß wir etwa 200 m weit gezwungen waren zurückzukriechen. Nun hockten wir in einem Granatloch, während unser Maschinengewehr vorne stand. Inzwischen waren sämtliche vorne liegenden Soldaten zurückgekrochen, ohne daß die Engländer etwas gemerkt hatten. Mir war's doch nicht recht, daß wir ohne unser Maschinengewehr zurückgekrochen waren. Ich sagte zu meinem Gefreiter Fritz Keßler, der in der Nacht zum Maschinengewehr gekommen war: "Kommst du mit Fritz unser Maschinengewehr holen?" "Warum nicht!" antwortete er. Wir hingen uns einen Traggurt um und wollten eben das Loch verlassen, als der Bataillonsadjutant Leutnant Knapp vorbeikroch und fragte, wohin wir denn eigentlich wollten. Ich sagte ihm, daß wir unser Maschinengewehr holen wollten, das wir infolge der Beschiesung durch die eigene Artillerie vorne haben stehen gelassen. Er ermahnte uns, vorsichtig zu sein. Dann rutschten wir, alles auf dem Bauche, vorwärts. Es war schwer über den aufgewühlten Boden zu kriechen. Auch mußten wir vielen Leichen gefallener Soldaten ausweichen. Endlich erreichten wir unser Gerät. Zuerst ruhten wir in dem Loch aus, dann stellten wir das Maschinengewehr rückwärts auf die Erde. Ich befestigte 2 Munitionskasten auf dem Schlitten, dann hakten wir die Traggurte ein und schleiften die Last, immer kriechend, hinter uns her. Müde und schweißtriefend kamen wir endlich bei den zurückgebliebenen Leuten an. Leutnant Knapp kroch eben wieder zurück, an unserem Loch vorbei und sah, daß wir unser Maschinengewehr wieder im Besitze hatten. Er fragte nach meinem Namen und machte dann an seiner Seite ein Kreuzzeichen, damit meinte er, ich bekäme das Eiserne Kreuz 1. Klasse.

Langsam wurde es Abend, dann dunkle Nacht. Ich hoffte, in dieser Nacht von anderen Truppen abgelöst zu werden. Doch Stunde um Stunde verging, wir warteten vergebens. Die Engländer schossen wieder ein gewaltiges Sperrfeuer hinter uns. Sie schienen keinen Munitionsmangel zu haben. Nun fing es langsam, dann immer stärker zu regnen an. Den Mantel anzuziehen hielt ich nicht für angebracht, denn im Falle, daß wir fliehen müßten, wäre der Mantel zu hinderlich gewesen. Nach und nach wurden wir alle bis auf die Haut durchnäßt, und im Loch bildete sich eine klebrige Brühe. Wir fingen an zu zittern vor Nässe, aber herumlaufen

um uns zu erwärmen getrauten wir uns nicht, da immer einzelne Granaten einschlugen und die Engländer mit dem Maschinengewehr das Feld oft abstreuten. Endlich schlief ich ein. Von der Besatzung mußte immer ein Mann wach bleiben. Auf einmal weckte mich der wachhabende Soldat und sagte: "Die Ablösung ist da!" Sofort stand ich auf und dachte, Gott sei Dank! Aber doch graute mir vor dem Rückweg über das offene Gelände, da wir das weiter zurückliegende englische Granatfeuer passieren mußten. Die Ablösung trieb uns zur Eile an, denn sie wollten sich in das schützende Loch begeben. Ich gab nun den Befehl: "Munitionskasten, Gewehrschlitten bleiben hier. Nur das Gewehr wird mitgenommen und abwechselnd getragen." Darüber waren meine Soldaten sehr erfreut, daß sie die schweren Sachen nicht zu schleppen brauchten. Da es ziemlich finster war und immer noch regnete, stolperte man oft über Tote oder stürzte in die Granatlöcher. Durch Zurufe hielten wir uns beisammen. Überall huschten Gestalten zurück, denn die Trümmer der ganzen Division wurden abgelöst. Da hörte ich ziemlich weit vor uns eine jammernde Stimme: "Kameraden, um Gottes Willen nehmt mich mit! Ich habe eine Frau und drei kleine Kinder zu Hause." Der arme Verwundete, der hilflos dalag, hatte wohl die zurücklaufenden Soldaten bemerkt. Ich sagte zu meiner Besatzung: "Diesen nehmen wir mit!" Als ich nichts mehr hörte, rief ich: "Wo liegt denn der Verwundete?" "Hier!" kam die Antwort. Ich bückte mich mit einem Soldaten um den Verwundeten aufzuheben. Im selben Moment schlugen 4 englische große Granaten direkt neben uns ein, sodaß wir durch den Luftdruck und Schrecken fast zu Boden geflogen wären. Wir liefen durch die herniederprasselnden Erdschollen so schnell wie möglich, um aus dem Bereich der gefährdeten Stelle zu kommen. Den armen Verwundeten hatten wir liegen gelassen. Wir waren auseinandergesprenzt, nur noch ein Mann war bei mir. Durch Zurufe fanden wir uns wieder vollzählig. Da hörte ich seitwärts rufen: "2. Maschinengewehrkompanie, Infanterieregiment 332, hier sammeln!" Es war die Stimme des Leutnant Strohmayer. Wir gingen hin. Der Leutnant, der moralisch ganz kaputt war, kommandierte nun, als sich die Reste der Kompanie gesammelt hatten: "In dieser Richtung zurückgehen!" und marschierte parallel zur Front, statt zurück. "Herr Leutnant", sagte ich, "Wir müssen nach dieser Richtung zurück. Der Brand, den wir hier sehen, ist im Dorf Marcelcaf und dahin müssen wir!" Der Leutnant, der sich fast nicht zu helfen wußte, sagte: "Ach, machen Sie was Sie wollen!" Im nächsten Augenblick lag alles am Boden, vier sehr schwere Granaten hatten in nächster Nähe eingeschlagen. "Niemand verwundet?" rief ich. "Nein", kam es zurück. "Die Kompanie hört auf das Kommando von Unter-

offizier Richert!" schrie ich nun, "Alles geht so schnell wie möglich in Richtung des Brandes zurück! Verbindung wird durch Zurufen aufrecht erhalten!" Nun ging es so schnell wie möglich zurück. Leutnant Strohmayer tappte wie ein Betrunkener hinter mir her. Obwohl noch oft Granaten in unserer Nähe einschlugen, kamen wir alle heil zurück. Auf dem vom Regen aufgeweichten Felde war nur ein langsames Fortkommen möglich, denn der klebrige Dreck hing sich sehr an die Stiefel. Endlich erreichten wir die Straße in Richtung Marcelcaf, der wir nun folgten. "Fritz, Fritz!" hörte ich im Straßengraben rufen, und noch einige Wort, die ich nicht verstand. Sofort dachte ich, daß hier ein verwundeter Engländer liegen müsse, sagte "Tommi" und ging in den Graben. Richtig, da lag ein Engländer mit verbundenem Bein; er hatte sich scheinbar bis hierher geschleppt und konnte nun infolge Ermüdung und Schwäche nicht mehr weiter. Ich gab einem meiner Soldaten mein Sturmgepäck zu tragen, deutete dann dem Engländer, mir auf den Rücken zu kriechen und kniete vor ihm nieder. Der Tommi verstand mich sofort, kroch auf meinen Rücken, hielt sich mit den Armen um meinem Hals, während ich mit meinen Armen seine Kniee seitwärts faßte. Der Engländer war nur ein ganz schwächtiger Bursche, der meiner Ansicht nach kaum 100 Pfund wog. Trotzdem wurde mir bald heiß unter seiner Last. Da hörte ich hinter uns Wagengerassel. Als der Wagen nahe bei uns war, legte ich den Engländer auf den Boden, faßte das Pferd am Zügel und hielt den Wagen an. "Was ist denn los?" fragten die beiden auf dem Bock sitzenden Sanitäter. "Ich habe hier einen Verwundeten, den ihr mitnehmen könnt." Sie sagten, sie hätten keinen Platz mehr, der Wagen sei bereits mit Schwerverwundeten überfüllt. Ich antwortete, daß der Verwundete nur einen Beinschuß habe und sicher noch vorne auf dem Bock Platz habe. Nun nahm ich den Engländer und hob ihn auf den Wagen, wo er von den Sanitätern in Empfang genommen wurde. Erst jetzt sahen sie, daß es sich um einen Engländer handelte. Ich lief nun der Kompanie nach, die ich bald wieder eingeholt hatte. Als wir uns

Als wir uns Marcelcaf näherten flogen viele englische Granaten über uns, die teils im Dorf teils am Dorfrand platzten. "2. Maschinengewehrkompanie halt!" schrie ich. Wir müssen das Dorf nach rechts umgehen, um dem Granatfeuer auszuweichen!" Nun ging es wieder über das dreckige nasse Ackerfeld. Nun konnte man doch wenigstens sehen, wo man hintrat, denn langsam graute der Morgen. Wir näherten uns einem zerschossenen Wald. Plötzlich hörten wir vor uns einen so starken Knall, daß sich fast alle unwillkürlich zu Boden warfen. Eine schwere, deutsche

Batterie, die gedeckt im Wald stand, hatte eben eine Salve abgeschossen. [Das war die Ursache des heftigen Knalls.] Jenseits des Dorfes erreichten wir die weiter zurückführende Straße, die noch immer im Feuerbereich der englischen Artillerie lag. Wir schritten schnell aus, um endlich in Sicherheit zu kommen. Wir passierten noch ein Dorf, in dem die meisten Häuser unversehrt waren. Dann kamen wir durch ein Waldstück, darin kampierten der Kompagniefeldwebel, Fahrer und Pferde der Kompagnie. Sofort empfingen wir heißen Kaffee, Essen, Schnaps und Rauchmaterial. Aber wie sahen wir aus! Dreckig, naß von oben bis unten. Nun sagte der Feldwebel: "Ihr scheint was durchgemacht zu haben! Wie ich schon gehört habe, ist der Rittmeister an seiner schweren Verwundung gestorben." Jeder Gewehrführer mußte nun die Verluste in seiner Besatzung angeben. Wir breiteten dann unsere Zelte an einer von der Sonne beschienenen Stelle aus, zogen die nassen Röcke aus, schlüpfen in die Mäntel, legten uns hin und waren bald eingeschlafen. Denn die letzten 48 Stunden hatten alle nur wenig geschlafen und waren infolge der Aufregung total erschöpft. Am Nachmittag schlugen plötzlich zwei sehr schwere englische Granaten vor uns am Waldrand ein. Herrgott! Sind wir denn hier noch nicht in Sicherheit? Gleich darauf kam es wieder angeheult. Diesmal krepitierten die Granaten nur etwa 100 m vor uns. "Jungens," sagte ich zu meiner Besatzung, "nehmt Stahlhelm und Gasmaske, wir sind hier genau in der Schußrichtung. Wir wollen nach rechts rüber laufen." Sofort liefen wir weg. Eine der nächsten Granaten schlug in die Fahrzeuge ein, ein Maschinengewehrwagen wurde vollständig zertrümmert. Die folgenden beiden Granaten flogen über den Wald hinweg und töteten 2 Pferde und einen Artilleristen, der die Pferde auf der Weide hütete. Lange kam dann kein Schuß mehr und wir gingen zur Kompagnie zurück. Man hatte doch ständig ein unsicheres Gefühl, denn jeden Augenblick konnten neue Granaten heranfliegen. Die beiden getöteten Pferde wurden von den Soldaten abgehäutet, das Fleisch abgeschnitten und Gehacktes gemacht, das mit Salz vermenget vertilgt wurde.

Gegen Abend sah ich den Bataillonsmelder, ein Unterelsässer, durch den Wald nach der Kompagnie kommen. Da er mich gut kannte, winkte er mir und sagte: "Was meinst du, heut Abend müßt ihr die Reservestellungen vorne beziehen." "Was?" sagte ich, "Wir kommen doch erst heut' morgen zurück!" "Sicher", sagter der Melder, "ich habe hier den Befehl." Wie mir davor graute! wieder nach vorne zu gehen, kann ich keinem Menschen beschreiben. Die Reservestellungen waren am meisten dem Granatfeuer ausgesetzt. Und vorne donnerten unaufhörlich die Geschütze.

Ich ging zum Feldwebel Bär und zum Unteroffizier Peters und erzählte ihnen, was uns bevorstand. Beide waren starr vor Schrecken. Wir sann auf ein Mittel, uns drücken zu können. Davonlaufen konnte man doch nicht, und mitgehen wollten wir nicht. Da sah ich zufällig neben der Feldküche einen Eimer, der halbvoll von dem miserablen Schnaps dastand. Sofort sagte ich zu den beiden: "Ich weiß einen Ausweg!" Holte mein Kochgeschirr und tauchte dasselbe unauffällig in den Schnapseeimer. Ich hatte fast 2 Liter im Kochgeschirr. Wir gingen nun ins Gebüsch, wo wir uns mit Widerwillen derart betranken, daß wir bald nicht mehr stehen und gehen konnten. Wir torkelten wieder zur Kompagnie, wo wir uns auf den Boden legten. Nun mußte die Kompagnie antreten. Der Feldwebel verlas den Befehl. Als wir drei nicht aufstanden, merkte der Feldwebel gleich, was los war, sagte aber nicht viel. Der Leutnant Strohmayr jedoch, der nun die Führung der Kompagnie übernommen hatte, wurde nicht fertig uns auszuschimpfen. Da erhob sich der Unteroffizier Peters, ergriff einen großen Spaten und taumelte gegen den Leutnant und den Spaten erhebend schrie er: "Wenn der Herr Strohmayr noch so einen dämlichen Befehl geben wie letzte Nacht, schlag ich Ihnen den Schädel ein." Der Leutnant griff nach der Pistole, wich aber immer dem Peters aus, der dann stolperte, hinfiel und liegenblieb. Während nun die Kompagnie wegrückte, lagen wir drei Helden schlafend im Walde. Am anderen Morgen erhoben wir uns mit schwerem Kopf. Der Kompagniefeldwebel meinte, das sei doch nicht schön von uns gewesen. Worauf ich antwortete; "Das war zuviel verlangt.", und er gab mir vollständig recht. Nun rückte die Kompagnie von vorne an. Sie hatte Glück gehabt, es waren nur ein Toter und drei Verwundete zu beklagen. Wir blieben nun den ganzen Tag bis in die Nacht hinein im Wald. Da hieß es, wir kämen nach Harbonnieres ins Quartier. [Da sagte ich zu meinem Gefreiter Keßler: "Du Fritz, übernimmst die Führung des Maschinengewehrs. Ich gehe voraus, vielleicht finde ich dort was zum Beißen oder ein günstiges Quartier." Also ging ich los, die Unteroffiziere Peters und Schulz begleiteten mich. Die Nacht war stockdunkel und oft mußten wir uns begegnenden Soldaten nach dem Weg fragen. Endlich erreichten wir Harbonnieres.]

Alles war mit Soldaten überfüllt, denn die Trümmer unserer Division lagen da einquartiert. Dazu noch eine Division, die eben erst aus Rußland gekommen war. Endlich fanden wir eine leere Küche. Im Zimmer nebenan hörte ich Stimmen. Ich ging hinein. Es waren Chauffeure der Kraftwagenkolonne. Ich fragte, ob sie nicht etwas zu Essen für mich und meine beiden Kameraden hätten. Sie gaben mir frech Antwort.

Ein Wort gab das andere und als ich sie "faule Etappenschweine" nannte, wären sie bald handgreiflich geworden. Doch meine Pistole und das Hinzukommen meiner beiden anderen Unteroffiziere hielt sie zurück. Wo nun schlafen? Auf dem kalten Backsteinboden der Küche, paßte uns nicht. Da nahmen wir den alten Küchenschrank, legten ihn um, nahmen die Bretter heraus und legten uns hinein. Wir mußten uns auf die Seite legen, denn unser "Bett" war zu schmal. Als wir eine Weile geschlafen hatten, mußte ich schiffen gehen, nahm meine Taschenlampe und ging zur Hintertür hinaus. Da sah ich ein kleines Gebäude, ähnlich einer Waschküche. Auch vermeinte ich, aus dem Innern desselben lautes Schnarchen zu hören. Ich ging leise zur Tür, die eine Glastür war, drückte auf die Klinke. Die Tür war verschlossen. Da sah ich, daß eine Ecke des Glases ausgebrochen war und leuchtete mit der Taschenlampe hinein. Vor Freude prallte ich fast zurück. Auf einem Tisch, gerade der Tür gegenüber, lag ein Stoß Brot aufgeschichtet, daneben standen mehrere 3-Pfund-Büchsen mit Leberwurst, auch einige Schachteln Zigarren und Zigaretten. Das war sicher die Verpflegung der Kraftwagenkolonne. Leise ging ich nun zu meinen beiden Kameraden zurück und weckte sie. "Wir müssen ausziehen", sagte ich. "Bist wohl verrückt!" war die Antwort. Da erzählte ich ihnen meine Entdeckung. Schon hatten sich beide erhoben. Leise machten wir uns fertig und gingen auf den Fußspitzen nach der Tür. Ich langte durch das Loch im Glas und schob den Riegel zurück. Langsam öffnete ich die Tür, ging auf den Fußspitzen hinein und reichte den beiden 3 Brote, 2 Schachteln zu je 100 Zigaretten hinaus und nahm dann drei Büchsen Leberwurst. Nun verschwanden wir, wie wir gekommen waren. Der Schläfer, der ruhig weiterschnarchte, wird auch nicht wenig erstaunt gewesen sein, als er das Fehlen der Sachen am nächsten Morgen entdeckte.

Nach längerem Suchen fanden wir endlich Unterkunft in einer Spreukammer. Beim Schein einer Kerze wurde nun von unserer Beute gegessen. Am nächsten Morgen gingen wir auf die Suche nach unserer Kompanie. Endlich fanden wir sie in einem Schuppen einquartiert. Meine Besatzung war etwas verdrießlich, weil ich sie im Stich gelassen hatte. Als ich aber das Kommißbrot und eine 3-Pfund-Büchse Leberwurst hervorlangte, waren alle zufrieden, und langten wacker zu, bis Brot und Leberwurst verschwunden waren. Dann gab ich jedem noch 10 Zigaretten. Untertags kam auch der Schütze Lang wieder zu mir, der geholfen hatte, den Rittmeister zurückzutragen. Er erzählte, daß der Rittmeister sie noch er-

kannt hätte. Sie hatten ihn zuerst auf ein Zelt gelegt und kriechend geschleift. Weiter zurück in einer Mulde hatten sie dann eine Tragbahre gefunden, auf der ein Toter lag. Diesen hätten sie auf den Boden gelegt, den Rittmeister auf die Bahre gehoben und ihn so zum Arzt nach Marcelcaz getragen. Als der Arzt kam, hatte der Rittmeister den letzten Atemzug getan. Lang hatte sich mit seinen 3 Kameraden nun hinten herumgedrückt bis die Kompanie abgelöst wurde. Am Nachmittag wurde die Kompanie zum Begräbnis des Rittmeisters kommandiert, der auf dem Soldatenfriedhof in Harbonnieres, wo schon Tausende der armen Opfer des europäischen Militarismus begraben lagen, beerdigt. Natürlich wurde eine Rede gehalten, worin hauptsächlich die Worte figurierten: Vaterland, Heldentod, Ehre, der heiße Dank des Vaterlandes ist ihm gewiß usw. In Wirklichkeit ist das alles Lug und Trug, denn meiner Ansicht nach fallen nur für's Vaterland die gemeinen Soldaten bis hinauf zum Feldwebel. Die höheren Grade sind doch bezahlt und sterben für's Geld.

Nach dem Begräbnis kam Joseph Hoffert mich aufsuchen, da er nicht wußte, wie es mir vorn ergangen war. Ich erzählte ihm nun, daß der Feldwebel, Leutnant Orschel, der vor dem Kriege in unserem Heimatdorf Grenzaufseher gewesen war, sich in der 1. Maschinengewehrkompanie meines Regimentes befindet und ich ihn schon früher oft gesprochen hätte. Sofort gingen wir nun beide hin, um ihn aufzusuchen. Bald fanden wir die 1. Maschinengewehrkompanie. Dort erhielten wir den Bescheid, daß Orschel durch eine Granate schwer verwundet worden sei, noch einen Tag gelebt hatte und dann gestorben sei. Er werde eben auf dem Soldatenfriedhof beerdigt. Das war für uns eine traurige Nachricht. Wir gingen zum Friedhof, aber Orschel war bereits beerdigt. Sein Grab befindet sich an der Seite des Grabes von meinem Rittmeister, des Freiherrn Götz von Reißwitz. Immer neue Opfer wurden auf den Friedhof gebracht, die zum Teil entsetzlich aussahen. Nun wurden die Verluste der Division beim Angriff bekannt, sie hatte 65 % ihres Bestandes verloren. Von 32 Offizieren meines Regimentes, die den Angriff mitgemacht hatten, sind 22 gefallen. Von der 44-Mann-starken Minenwerferkompanie meines Bataillons sind nur 4 Mann übriggeblieben. Die anderen 40 tot oder verwundet. Meine Kompanie hatte noch ziemlich Glück gehabt, denn mehr als die Hälfte der Mannschaften kam wieder heil zurück.

Am folgenden Tage war Regimentsappell. Die Trümmer des Regimentes 332 mußten auf einer Wiese neben dem Städtchen antreten. Dann kam der Divisionskommandant, General von Adams, geritten, ein Mann, der ein

sehr unangenehmes Gesicht hatte und von allen wegen seiner brutalen Rücksichtslosigkeit gehaßt wurde. "Stillgestanden, Augen rechts!" Alles mußte nun diesen Menschen ansehen. "N' Mojen, Kinder!" begrüßte er uns. Ich dachte: "Du verfluchter Massenmörder, brauchst uns 'Kinder' zu nennen!" Viele mußten nach dem beim Angriff gegebenen Befehl ("Der Angriff muß weiter vorgetragen werden!") durch die Rücksichtslosigkeit dieses bezahlten Halunken sterben, ohne geringsten Ziel und Zweck. Nun folgte eine Ansprache, die ganz von Nationalismus, Militarismus, Heldentod usw. triefte. Wenn wir auch das gesteckte Ziel des Angriffs ^{nicht} erreicht haben, hätten wir doch den Briten gezeigt, was deutscher Mut und Draufgängertum zu leisten vermögen. Und in Wirklichkeit ist von Mut überhaupt nichts zu finden. Die Todesangst übersteigt alle anderen Gefühle und nur der furchtbare Zwang treibt die Soldaten vorwärts. Ich hätte mal sehen wollen, wenn zum Beispiel die Erlaubnis gegeben worden wäre, diejenigen, die nach Hause gehen wollen dürfen gehen und diejenigen, die an der Front bleiben wollen, können dableiben. Ich glaube nicht ein Mann wäre freiwillig an der Front geblieben. Alle hätten auf das Vaterland gepfiffen und nur danach getrachtet, ihr Leben in Sicherheit zu bringen und wieder zu leben, wie es eben einem Menschen zusteht.

Anschließend an den Appell war Ordensverleihung. Etwa 60 Mann des Regiments wurden mit dem Eisernen Kreuz 2. Klasse ausgezeichnet. Auch zwei Eiserner Kreuze 1. Klasse wurden verliehen, natürlich an zwei Offiziere, denn zu deren hohem Gehalt gehören natürlich hohe Auszeichnungen. Nachher konnten wir wieder in unser Schuppenquartier gehen. In der Nacht hörte ich das Surren mehrerer englischer Flieger über dem Städtchen. Ich kannte sie sofort an dem hohen singenden Ton der Motore. Jeden Augenblick erwartete man das Sausen und Platzen der Bomben. Weglaufen hatte keinen Zweck, am besten war es man blieb liegen, wo man war. Bekam man einen Volltreffer, war's vorbei. Schlug die Bombe nicht in nächster Nähe ein, konnte sie nichts schaden. Plötzlich das bekannte Sausen und Pfeifen der Bomben. Alles zog den Kopf in die Schultern, dann machte es Krack, krack, krack. Zum Glück fielen die Bomben nicht in unsere Nähe. Am folgenden Morgen hörten wir, daß mehrere Mann und Pferde getötet worden seien. Bis jetzt war Harbonnieres, das etwa 15 km hinter der Front lag, von Artilleriebeschießung verschont geblieben. Da, am Nachmittag des 30. April sausten plötzlich zwei schwerste Granaten heran, die mitten in dem Städtchen mit furchtbarem Krachen explodierten. Alles befand sich sofort in einer unbeschreiblichen Auf-

regung. Gleich kamen wieder zwei der Ungeheuer angesaust, die Verwirrung noch vergrößern. "Sofort alles fertigmachen!" kam nun der Befehl. Schnell wurden die Sachen gepackt, die Pferde vor die Wagen gespannt und los ging es weiter zurück. In den Straßen wimmelte es von Soldaten, Offizieren, Pferden und Wagen, alles wollte sich so schnell wie möglich in Sicherheit bringen. Immer wieder kamen die Dinger angeflogen, hier ein Haus auseinanderwerfend, dort ein gewaltiges Loch in die Gärten reißen. Endlich hatten wir das Städtchen und die Gefahr hinter uns. Es war eine reine Völkerwanderung auf der rückwärts führenden Straße. "2. Maschinengewehrkompanie begibt sich nach Framerville", kam der Befehl. Das Dorf Framerville liegt etwa 5 km rückwärts von Harbonnieres und ist seit der Sommeschlacht 1916 halb zerstört. Es liegt am Rande der Gegend, in der die Sommeschlacht gewütet hatte. Von Framerville bis La Fere - 70 km - ist kein bewohntes Haus mehr stehen geblieben. Alles zerschossen und von den Deutschen im Rückzug 1917 gesprängt worden. Unsere Kompanie wurde im Schloß von Framerville einquartiert. Das Schloß war jedoch halb zerstört, nirgends mehr Türen und Fenster, und beim Regenwetter war man gezwungen in den Zimmern die Zelte aufzuschlagen. Das Dorf wurde nun mit Militär überfüllt. Die Engländer, die dies zu wissen schienen, sandten fast jede Nacht ihr Fliegergeschwader, das uns mit Bomben belegte. Man konnte fast nicht ruhig schlafen. Unsere Division veranstaltete nun ein Turnfest, um die Soldaten wieder aufzumuntern und ihre Moral zu heben. Jeder, der glaubte etwas leisten zu können, konnte sich melden. Ich meldete mich zum Handgranatenwerfen, Weitsprung mit Sprungbrett und Hindernisrennen. Am Abend vorher ging ich mit mehreren Kameraden nach dem Festplatz, um die Hindernisbahn kennenzulernen und Versuche machen zu können. Vom Startplatz mußte man etwa 50 m laufen, dann kam das erste Hindernis, eine Bretterwand mit 4 ganz gleichen Löchern. Es sollten nämlich immer 4 Soldaten zusammen laufen. Da ich schlank bin, schlüpfte ich ohne große Anstrengung durch das Loch. Nach etwa 20 m kam ein 5-m-breiter Drahtverhau, der jedoch nur aus glattem Draht hergestellt war. Nach weiteren 20 m befand sich ein Graben von 2,50 m Breite; dieser mußte übersprungen werden. Wieder 20 m weiter kam das gefährlichste Hindernis, eine glatte Bretterwand in der Höhe, die man mit einem Hochsprung mit der Hand erreichen konnte. Ich probierte alles mögliche aus, wie ich am schnellsten überkomme. Mit einem Klimmzug sich hochziehen, ging mir zu lang. Bald hatte ich raus, welche Weise die vorteilhafteste war. Ich sprang hoch, hielt

mich am oberen Rand mit den Händen fest, zog mich etwas empor, stemmte den linken Fuß gegen die Bretterwand, schwang das rechte Bein hoch und hängte mich mit der Kappe des Schuhs am oberen Rand fest, zog mich mit den Armen und dem rechten Bein hoch und saß rittlings oben drauf. Nun brauchte ich nur noch ein Bein hinüberzuheben und abzuspringen. Zu diesem Übergang brachte ich höchstens 6 Sekunden. Nun mußte man im Bogen wieder zum Startplatz zurücklaufen. Das Ganze war doch ziemlich anstrengend, da man infolge der Unterernährung und des unregelmäßigen Lebens, nicht bei voller Kraft war.

Das Divisionsportfest. 8. Mai 1918.

Um 9 Uhr morgens sollten die sportlichen Vorführungen ihren Anfang nehmen. Von allen Seiten strömten Offiziere und Soldaten in Scharen herbei, um sich die Leistungen anzusehen. Zuerst hielt ein höherer Offizier eine Ansprache. Der Sportplatz war so angelegt, daß er durch ein Wäldchen gedeckt war, und so konnten die englischen Fesselballons diese Massenansammlung nicht sehen. Ständig kreiste ein deutsches Flugzeuggeschwader um den Platz herum, um etwaige Angriffe englischer Flieger abzuwehren.

Zuerst kam der Wettlauf. Ein Rheinländer, den ich immer für einen steifen, unbeholfenen Menschen angesehen hatte, holte den 1. Preis. Alle waren von der Schelligkeit dieses Mannes überrascht. Nun kam das Hindernisrennen, zu dem sich viele gemeldet hatten. Immer zu vierten ging es los und die Sekunden wurden festgestellt, die jeder brauchte. Ich lief mit der 4. Gruppe. Ich bemerkte gleich, daß zwei davon erstklassige Läufer waren. Sie hatten etwa bis zum Hindernis - Bretterwand mit Löcher zum Durchschlüpfen - schon einige Schritte Vorsprung. Ich selbst war jedoch zuerst durchgeschlüpft. Im Drahhindernis stürzte der 4. und blieb zurück. Wir drei kamen im selben Moment an die Bretterwand. Da ich den vorhergehenden Abend die vorteilhafteste Übergangsmethode schon ausprobiert hatte, war ich in wenigen Sekunden drüber. Während die beiden anderen viel länger brauchten, um rüberzukommen. Wie der Wind lief ich nun dem Ziel zu, und hatte bei der Ankunft nur 2 Schrittlängen voraus. Ich war ganz erschöpft und legte mich hin um auszuruhen. Es dauerte lange bis das Hindernisrennen fertig war. Nun kam der Weitsprung. Dort hatte ich Pech, denn ich verfehlte den richtigen Absprung am Sprungbrett. Dann kam der Hochsprung. Nachher das Handgranatenwerfen. Das Ziel war 45 m entfernt und bestand aus einem mit alten Soldatenkleidern behängten Strohmann. Natürlich wurde nicht mit schar-

fen, sondern mit Übungshandgranaten geworfen. Ich brachte meine Handgranate dicht zum Ziel und hatte Hoffnung auf einen der ausgesetzten Preise. Nachher kam Sacklaufen, bei dem man sich fast zu Tode lachen mußte. Ferner waren 2 glatte Stangen eingegraben, an denen man versuchte hochzuklettern. Der am höchsten kam, erhielt den ersten Preis. Nachher wurden zuerst 2, dann 3 und 4 Pferde nebeneinander gestellt und im Hechtsprung darübergesprungen. Daran konnten sich natürlich nur die besten Turner beteiligen. Die Übungen waren alle sehr interessant, und fast vergaß man, daß man sich mitten im Kriege befand. Nachher wurden die Preise verteilt. Ich bekam vom Hindernisrennen den 6. Preis, eine Flasche - etwa $\frac{3}{4}$ Liter - Cognak. Vom Handgranatenwerfen bekam ich den 8. Preis, ein schönes Zigarrenetui mit guten Zigarren. Nach und nach leerte sich der Platz und alles ging wieder in die Quartiere. Unterwegs wurde man durch den rollenden Kanonendonner daran erinnert, daß noch immer Krieg war.

Am folgenden Tage sah ich ein Bataillon Infanterie in der Somme-wüste exerzieren. Es wurde von einem englischen Bombengeschwader mit Bomben belegt, wobei einige Mann ihr Leben verloren. In Frameville befanden sich etwa 100 gefangene Franzosen und Engländer, die allerlei arbeiten mußten. Die Franzosen konnten die Engländer nicht leiden und beschuldigten sie, durch ihre Schuld sei der Krieg noch nicht zu Ende. Ich gab den Franzosen oft Zigaretten, wofür sie sich sehr bedankten. Nun wurde bekanntgegeben, daß jeder, der Blei, Kupfer, Messing, Zinkblech usw. nach einer bestimmten Sammelstelle im Dorfe bringe, erhält pro Kilogramm soundsoviel. Was nun für eine Zerstörung los ging, läßt sich nicht beschreiben! Alle Türklinken, Fensterriegel aus Messing wurden losgeschraubt oder abgeschlagen. Alle kupfernen Kochgeräte und alles, was aus Kupfer bestand, wurde ebenfalls weggenommen. Ganze Zinkblechdächer wurden abgedeckt und nach der Sammelstelle geschleppt. Manche Soldaten erhielten für ihren Raub mehrere hundert Mark. Nun ging es an die Glocken im Kirchturm. Da waren einige Spezialisten, die nichts taten, als in den von den Deutschen besetzten Gebieten herumzustreifen und die Kirchenglocken hinunterzuwerfen. Ich sagte zum Leutnant Stohmayer, der neben mir stand und ebenfalls zuschaute: "Ich finde das doch gemein sich am Kirchengut zu vergreifen!" "Was wollen Sie," sagte nun Strohmayr, "Not kennt kein Gebot!" Ja- Not kennt kein Gebot - damit entschuldigten sich die Deutschen.

Eines Tages mußten wir uns, jede Besatzung für sich, eingraben.

Jedoch so, daß wir von vorne nicht gut gesehen werden konnten. Jede Besatzung sollte schußfertig sein. Als wir fertig waren, ging der neue Kompagnieführer, den ich noch nicht kannte, vorn an den Gewehren durch und fand, daß meine Besatzung am unsichtbarsten war. Die ganze Kompagnie mußte nun herkommen und ein Beispiel nehmen, wie man sich eingraben soll. Ich bekam vom Kompagnieführer zwei gute Zigarren und hatte nun eine sogenannte gute Zummer bei ihm. Nachdem wir etwa 12 Tage in Framerville zugebracht hatten, kam neuer Ersatz aus Deutschland und es hieß: "Morgen Abend geht es wieder in die Stellung!" Uns war allen bange davor. Direkt neben dem Dorfe befand sich der Flugplatz, auf dem etwa 14 Flugzeuge stationiert waren. Diese lieferten zum Teil den Engländern Luftkämpfe, zum Teil wurden sie nachts als Bombardierflugzeuge verwendet. Am Nachmittag des Tages, an dem wir abends in Stellung sollten, ging ich mit dem Gefreiter Fritz Kessler nach der Fliegerkantine, um einen Vorrat Zigaretten zu kaufen und mit nach vorne zu nehmen. Im Dahingehen sahen und hörten wir, daß zwei große Schrapnels in großer Höhe über uns platzten. So weit nach hinten hatte noch kein Artilleriegeschosß gelangt. "Fritz", sagte ich, "paß auf, hier gibt's Senge!" (Senge ist so ein Soldatenausdruck, gilt soviel wie Hiebe). "Wohl möglich," meinte Fritz, "aber wir verschwinden ja hier heute Abend, und vorne müssen wir uns jedenfalls an ganz was anderes gewöhnen." Wir kauften unsere Zigaretten und gingen gemütlich in Richtung der Kompagnie. Es war ein herrlicher Maientag, die Luft so klar, warm und würzig, daß es eine Freude war zu leben. "Wie schön es jetzt wäre auf der Welt", meinte Fritz, "und nur blödsinnige Menschen bringen uns gegenseitig ums Leben." Im selben Moment warfen wir uns beide zu Boden. Wir hörten einen Moment das gurgelnde Sausen zweier großer Granaten, im selben Moment die furchtbaren Explosionen. Eine der Granaten hatte mitten in den Flugzeugen eingeschlagen, sodaß die Trümmer derselben nach allen Seiten flogen. Die andere der Granaten hatte im Hofe eines Hauses eingeschlagen, in dem die Regimentsmusik eines Artillerieregiments einquartiert lag. Wie wir nachher hörten, wurden mehrere Mann getötet und verwundet. Hals über Kopf verließ alles das Dorf. Im Laufschrift liefen wir beide zu unserer Kompagnie. Die Pferde waren schon angespannt. Meine Schützen hatten meine und Kesslers Sachen zusammengepackt und auf das Fahrzeug geladen. Nun ging es im Laufschrift zum Dorf hinaus. Hinter uns hörten wir die dröhnenden Einschläge der schweren Granaten. In einem Hohlwege warteten wir den Abend ab.

Wieder an die Front

Dann ging es los der Front zu. Wir fuhren auf einer sehr guten, breiten Straße, die nach Amiens führt und Römerstraße genannt wurde. Als es etwas zu dunkeln anfang, sah ich schon in der Ferne vor uns viele Schrapnels blitzen. Also war hier auch was los. Unbehelligt kamen wir bis an das Dorf Aboncour-Warfüsee. Dort mußten wir die Maschinengewehre und Geräte von den Wagen herunternehmen und schleppen. 2 Führer von der Front erwarteten uns. Wir gingen nicht durch das Dorf, da es oft im Feuer der englischen Artillerie lag. Wir wurden von den Führern einer Mulde entlang, um das Dorf geleitet. In der Mulde standen mehrere deutsche Batterien eingebaut. Da es noch nicht dunkel war, standen noch einige englische Fesselballons hoch, die bis in die Nacht hinein beobachteten. Die Batterieführer schimpften und fluchten mit uns, wir seien Schuld, wenn die Engländer den Stand ihrer Batterien entdecken. Nun wurde es dunkle Nacht und wir hatten Mühe uns zusammenzuhalten. In diesem fremden Gelände war man grad so dumm wie ein Kalb, das das 1. Mal den Stall verläßt. Alle paar Schritte stürzte man in eines der vielen Granatlöcher. Die Soldaten, die unter der Last sehr schwitzten, fing an mißmutig zu werden und zu murren. Von den vorne hochgehenden Leuchtkugeln wurde man oft geblendet. Im Hintergrunde der englischen Front sah man oft eine Unmenge zuckender Blitze, dann sekundenlanges Sausen und das Explodieren der Schrapnels und Granaten. Es waren die von uns so sehr gefürchteten englischen Feuerüberfälle, die nie länger als zwei bis drei Minuten anhielten, um dann nach einigen weiteren Minuten an einer andern Stelle des Feldes niederzuprasseln. Nun waren wir um das Dorf herum und erreichten wieder die Straße.

Als wir dieselbe eben überqueren wollten, befanden wir uns plötzlich mitten in einem englischen Feuerüberfall. Blitzschnell lag alles im Straßengraben. Ich drückte mich an die Böschung und hielt die beiden Wasserkasten, sowie den großen Spaten über den Kopf, um mich so gut wie möglich gegen die Splitter zu schützen. Wie das sauste und krachte um uns herum! Jeden Augenblick glaubte man getroffen zu werden. Das ist ein Gefühl in solchen Momenten, das sich nur der vorstellen kann, der schon in derselben Lage war. Mehrere Granaten schlugen auf der Straße ein, welche eine Menge Steine losrissen, die auch in der Luft umherschwirrten und niederprasselten. Plötzlich, so schnell wie es gekommen war, hörte das Schießen auf. Erleichtert saugten wir auf und alles fragte ob jemand getroffen worden sei. Wie durch ein Wunder blieben alle

unverletzt. Nun ging es wieder weiter und wir erreichten die in Tiefengliederung besetzte Front. Tiefengliederung hieß in 6-800 m Tiefe der Front entlang überall zerstreute Soldaten, Infantristen, leichte und schwere Maschinengewehre, die die Maschinengewehrnester besetzt halten, Minenwerfer, Granatwerfer usw. Die Soldaten liegen in Granatlöchern oder selbst gegrabenen Löchern. Einen durchgehenden Schützengraben hier zu halten wäre hier unmöglich gewesen, denn derselbe würde bald entdeckt und von der feindlichen Artillerie derart beschossen werden, daß kaum ein Mann am Leben bliebe. Durch die Tiefengliederung ist die feindliche Artillerie gezwungen, ziel- und planlos, das ganze Feld abzustreuen, wobei es natürlich auch Verluste gibt, da hier weder Unterstand, Drahtverhau noch sonst eine gute Deckung vorhanden ist. Überall fragten die in den Löchern kauern den Soldaten, was für ein Regiment wir seien, oder ob sie denn nicht bald los zurück könnten. Alle hatten schon die Tornister aufgeschnallt um sofort, wenn der Befehl kommt, zurücklaufen zu können. Wir mußten uns oft zu Boden legen, da die Engländer das Feld mit Maschinengewehren abstreuten. Jedoch ohne Verluste erreichten wir das Maschinengewehrnest Eule. Kaum, daß wir eingetroffen waren, krochen die Soldaten, die das Nest besetzt hatten, aus dem Loche und verschwanden nach rückwärts im Dunkel der Nacht, Wir waren froh, nun im Loch doch etwas gedeckt zu sein.

Im Maschinengewehrnest Eule - Mai 1918

Das Maschinengewehrnest Eule war einfach ein Granatloch, das vier-eckig ausgehoben und an dem vorne der Stand für das Maschinengewehr gegraben war. In der Dunkelheit konnte man sich unmöglich orientieren. Auch wurde uns nicht gesagt, ob wir zu vorderst an der Front lagen, wie weit die Engländer entfernt waren und was hier los sei. Man war gerade wie hergeschneit. Ich schoß eine Leuchtkugel in die Höhe, Aber was sah ich? Rundum von Granatlöchern übersätes Ackerfeld, sonst gar nichts. Gerade als ob wir allein hier seien, und doch lagen rund um uns tausende Soldaten in den Löchern. Wir hatten noch das Pech, den neuen Kompagnieführer in unser Loch zu bekommen. Nun war es natürlich mit der Gemütlichkeit zu Ende, denn diese Brüder wissen immer etwas zu kommandieren oder zu schikanieren. Das andere Maschinengewehr des Zuges unter Führung des Unteroffiziers Krämer, lag nur etwa 4 m neben uns und zählte auch zum Maschinengewehrnest Eule. Gegen Morgen schlugen mehrere Granaten in nächster Nähe ein, die uns nicht wenig in Aufregung brachten, denn ein Volltreffer kennt nichts als Fetzen. Und die

Aussicht in Fetzen zerissen zu werden ist natürlich höchst unangenehm und regt auf. Als es hell war hob ich einen Moment den Kopf um mich zu orientieren. Ich sah nichts als das zerschossene Feld und konnte nicht feststellen, wo die vordere deutsche Front war, ebensowenig wo die Engländer saßen. Etwa 100 m links von uns lief die Straße, etwa 800 m vor uns lag das Städtchen Villiers-Bretonneux, das nur noch einen Ruinenhaufen bildete. Weiter links das zerschossene Dorf Cachi, das wir beim Angriff am 24. April erobern sollten. Auch sah ich mehrere zerschossene Tanks auf den Feldern liegen. Hinter uns sah ich das zerschossene Dorf Aboncourt-Warfusee. Das war alles. Eine Menge englischer Fesselballons stieg in die Höhe, wir zählten 28 Stück.

Unser Kompagnieführer meinte nun, wir sollten für ihn eine bessere Deckung graben. Wir sollen etwa vom Loch 4 - 5 Staffeln tiefer gehen und dann eine Art Backofen ausheben, worin er wohnen wolle. Am liebsten hätte ich diesen Halunken den großen Spaten über den Kopf gehauen. Ob wir Deckung hatten, kümmerte ihn nicht. Wenn nur sein kostbares Leben gesichert war. Ich sagte: "Herr Leutnant, meiner Ansicht nach ist es unmöglich bei Tage zu graben, denn wenn wir Erde aufwerfen, lenken wir sofort das englische Artilleriefeuer auf uns." Das schien ihm doch einzuleuchten. Im Loche lagen viele neue Sandsäcke, die wahrscheinlich von unserer vorgehenden Besatzung herrührten. Nun verlangte der Leutnant, wir sollten die Säcke bei Tage füllen und nachts in die Granatlöcher ausleeren. Was wollten wir machen, wir mußten einfach. Also füllten wir die Säcke. Am Tage spielten sich oft schreckliche Luftkämpfe ab, es war schauerlich-schön zuzusehen. Auf dem Felde standen viele rohe Holzkreuze, die von den Kameraden der Gefallenen auf deren Gräber gesteckt worden waren. Gleich hinter unserem Loche befanden sich auf einem angefüllten Granatloch 3 solcher Kreuze. Wenn man nicht so abgehärtet gewesen wäre, hätte man es wohl als unangenehm empfunden, so nahe an Toten zu kampieren. In der folgenden Nacht wieder dieselben Feuerüberfälle und Maschinengewehrfeuer. Von jedem Maschinengewehr mußte ein Mann zum Essenholen gehen. Diesen Leuten graute auch davor, ihr Leben wegen dem Bißchen Hundefraß aufs Spiel setzen zu müssen. Wir leerten nun die Sandsäcke in die Granatlöcher, zum Tiefergraben war's zu dunkel. Ich hatte am Tage uns gegenüber noch eine Telefonstange an der Straße stehen sehen. Ich lieh nun die Säge beim Nachbargewehr, ging mit zwei anderen hin, sägte die Stange um, zersägte sie in Stücke von ungefähr 1,50 m. Dann trugen wir das Holz nach dem Maschinengewehrnest.

Dort gruben wir die Hölzer etwa 1/2 m tief in einem Viereck in den Boden des Loches. Ich holte mehrere dünne Wellbleche, die von den Engländern herrührten und auf dem Felde herumlagen, legte sie über die Hölzer, dann schaufelten wir etwas Erde oben drauf und hatten so Deckung gegen Splitter und Regen. Auch über dem Loche des Leutnants befestigten wir eines der Bleche. Am folgenden Tage machten wir den Backofen des Leutnants fertig. Nun lag dieser Mensch ständig in seinem Loch. Er sprach nicht viel, dazu war er zu stolz. "Wenn wir nur diesen Menschen los hätten!" dachte ich. Abends, mit dem Dunkelwerden mußten wir seine Befehle den andern Maschinengewehren überbringen, was immer mit Lebensgefahr verbunden war. Die Bataillonsmelder brachten ihm die Bataillons-, Regiments- und Divisionsbefehle.

Am vierten Abend unseres Hierseins rief er mich in sein Loch hinunter. "Richert", sagte er, "es ist ein Regimentsbefehl gekommen, wonach jede Nacht ein Maschinengewehr nach vorne, sich beim Infanteriekompagnieführer dort melden und zwischen 12 und 2 Uhr 1.500 Schuß Störungsfeuer auf die Straßenkreuzung hinter der englischen Front abgeben soll, denn man vermutet, daß dort reger englischer Verkehr herrscht des nachts. Es ist am besten Richert, Sie machen diese Nacht den Anfang." "Das fehlt noch", sagte ich, "Es sind über 400 m zurückzulegen bis zur vordersten deutschen Infanterie; daß man unterwegs ständig in höchster Lebensgefahr schwebt, wissen der Herr Leutnant so gut wie ich. Außerdem kann man im Dunkel Hals und Bein brechen in diesen Granatlöchern. Ich wollte nur, daß der, der den Befehl gegeben hat, ihn selbst ausführen müßte!" "Richert, werden Sie nicht zu ausfallend. Befehl ist Befehl. Mir wär's auch lieber Sie könnten hierbleiben. Aber da ist nichts anderes zu machen. Gehen Sie, in Gottes Namen und kehren Sie heil wieder zurück." Meinen Schützen, die das Gespräch gehört hatten, standen die Haare zu Berge. Jeder hatte Angst, von mir den Befehl zu erhalten mitzugehen. Da sagte ich ihnen leise etwas, sofort waren alle getröstet. "Also fertigmachen!" sagte ich laut, sodaß es der Leutnant in seinem Loch hören konnte. "Den Schlitten lassen wir hier, ich trage das Maschinengewehr, Keßler die Hülslafette und einen Kasten Munition, Thomas die beiden andern Munitionskasten, macht zusammen 1500 Schuß, die verlangte Zahl. Fertig! Also in Gottes Namen los!" Wir kletterten zum Loch hinaus und gingen einfach in das nur 4 m entfernte Loch zu der Besatzung des Maschinengewehrs Krämer. Sofort erzählte ich ihm die Sache. "Du wärest ja jäck (rheinischer Ausdruck für verrückt), wenn du gingest!"

Diese Sauköpfe können uns am A...! Die sollen selber hinjohn," sagte Krämer. Dann zogen wir die 1500 Schuß aus den Gärten und ich warf sie in ein Granatloch und scharfte sie zu. Dann schwärzte ich mit einer Kerze den Rückstoßverstärker vorne am Lauf des Gewehres, sodaß er aussah als ob geschossen worden wäre. Nun blieben wir fast drei Stunden im Loch bei Unteroffizier Krämer. "Morgen Nacht komm' ich dran," sagte Krämer, "Wir setzen uns einfach nebenan ins erste beste Granatloch." "O," sagte ich, "Du kannst ruhig in deinem Loch bleiben, denn dieser Feigling von Leutnant hat doch nicht den Mut von seinem Loch die 5 Schritte über die Deckung zu machen um nachzusehen, ob ihr wirklich gegangen seid." Alle paar Minuten wurde das Feld von englischen Maschinengewehrs abgestreut und zing, zing, zing zischten die Kugeln über die Löcher. Als einen Moment Ruhe eintrat, sagte ich: "So jetzt springen wir in unser Loch zurück, für das Weitere laßt mich sorgen, mit dem Leutnant werde ich schon fertig werden." Also nahm ich das Maschinengewehr, Keßler und Thomas die leeren Munitionskästen und dann sprangen wir in unser Loch, dabei keuchten wir, als ob wir uns halbtot gelaufen hätten. Wir warfen das Gerät hin. Da erhob sich der Leutnant; "Seid ihr alle zurück?" fragte er. "Ja," sagte ich, "Aber ich sage dem Leutnant frei heraus, daß ich dies nicht mehr machen werde. Ein Wunder ist es zu nennen, daß wir alle drei wieder heil zurückgekommen sind, denn mehrmals zischten uns die Maschinengewehrkugeln haarscharf um die Ohren, und im Dunkel hätte man sich gut verlaufen können, um bei den Engländern zu landen", log ich. "Na die Hauptsache ist es, daß ihr wieder zurück seid. Ich fürchtete schon, es sei Ihnen was passiert." Ich dachte, wenn er es wüßte! Meine Besatzung, die mir immer treu ergeben war, hielt nun noch größere Stücke auf mich, da ich ihr Leben und natürlich auch das meine soviel wie irgend möglich nicht der Gefahr aussetzte.

Es war sehr langweilig dauernd im Loche zu hocken, und sprechen konnten wir auch nicht, was wir wollten, wegen dem Leutnant. Als ich eines Tages bemerkte, daß ich überzeugt sei der Krieg für Deutschland wäre verloren, rief mich der Leutnant zu sich ins Loch. "Richert", sagte er eindringlich, "was führen Sie da für eine Sprache. Sie sind überhaupt mit den Mannschaften viel zu kameradschaftlich. Sie sollen ihnen gegenüber besser Ihre Autorität als Vorgesetzter zeigen und überhaupt nicht sagen, was die Siegeszuversicht der Soldaten stören könnte." "Ich kann doch auch nicht gegen meine Überzeugung sprechen, Herr Leutnant", antwortete ich. "Herr Leutnant sehen doch so gut wie ich und

jeder andere, daß wenn 50 deutsche Granaten hinüberfliegen, 300 englische als Antwort zurückkommen. Unsere Flieger wagen sich selten über unsere Front hinaus, während die englischen Flieger massenweise über uns umherschwirren. Daß die englisch-französische Front fest ist, hat doch unser Angriff am 24. April zur Genüge gezeigt. Und Herr Leutnant," fuhr ich fort, "Ich bin jetzt fast 5 Jahre Soldat und weiß, was ich von strengen, unvernünftigen Vorgesetzten hielt und bin überzeugt, daß man mit der Gerechtigkeit und Kameradschaft mit den Mannschaften weiter kommt, und im Ernstfalle mehr zu leisten vermag. Und wenn ich zum Beispiel mal verwundet werden würde, wäre ich sicher, daß mich meine Leute nicht im Stich lassen würden. Was sicher eher eintreffen würde, wenn ich ihnen gegenüber roh sein und sie meine Macht zu sehr und rücksichtslos fühlen lassen würde." "Sie mögen in dieser Hinsicht Recht haben", meinte nun der Leutnant, aber Sie dürfen die Siegeszuversicht der Mannschaften nicht beeinträchtigen." Worauf ich antwortete: "Das wäre uns bald allen gleich, wie der Krieg endet, wenn wir nur unser Leben behalten und so bald wie möglich zurück in unsere Heimat kehren könnten." Nun wurde der Leutnant doch halb wütend. "Was sagen Sie hier? Ihnen ist gleich wie der Krieg endet? Bedenken Sie doch die Folgen, die eine Niederlage unsererseits für uns nach sich ziehen würde!" "Herr Leutnant," antwortete ich, "der Krieg kann enden wie er will, wenn ich das Kriegsende erlebe, bin ich immer bei den Siegern." "Wieso denn?" fragte nun erstaunt der Leutnant. "Ganz einfach", gab ich zur Antwort, "Ich bin Elsässer. Gewinnt Deutschland, bleibt das Elsaß deutsch und wir befinden uns bei den Siegern. Gewinnen die anderen, darn wird das Elsaß französisch und wir befinden uns wieder bei den Siegern!" "Wirklich", sagte nun der Leutnant, "daran hätte ich jetzt nicht gedacht. Aber selbstverständlich wäre Ihnen ein deutscher Sieg doch lieber, als ein Sieg der Gegner!" Worauf ich die Antwort gab: "Herr Leutnant, ich bin Landwirt und muß meine Scholle sowieso bebauen. Ob ich nun meine Steuern hier oder dort bezahle, ist mir so ziemlich einerlei." "Hören Sie, Richert, Sie führen hier eine Sprache, die sich nicht für Sie schickt. Sie sind gegenwärtig deutscher Unteroffizier und Ihre Gesinnung soll deutsch sein. Sie können gehen!" Ich stieg die 4 Stufen hinauf und legte mich zu meiner Besatzung ins Loch; leise fragten mich meine Soldaten, was es eigentlich gegeben hatte. Worauf ich ihnen das Gespräch mit dem Leutnant leise erzählte. Sie mußten alle lachen.

Da es unmöglich war am Tage außerhalb des Loches auszutreten, war

man gezwungen, seine Notdurft im Loche zu verrichten. Zu diesem Zweck hatten wir eine leere Konservenbüchse, die zum Hineinschiffen diente. Der Urin wurde dann einfach hinausgeschüttet. Sonst beim Austreten wurde etwas Erde auf den Spaten gemacht und der Stuhl ebenfalls rausgeschmissen. Das war im Großen und Ganzen kein menschenwürdiges Leben mehr. Aber anders war es nicht zu machen. Eines Tages war eben der Leutnant aus seinem Loch gekommen um zu schiffen. Als er fertig war platzte plötzlich ein Schrapnel über uns. Eine Kugel durchschlug das dünne Wellblech und traf den Leutnant über dem linken Auge an die Stirn. Mit einem Aufschrei stürzte er vor Schreck und Betäubung rückwärts hinunter. Dabei ergoß sich der in der Büchse befindliche Urin über sein Gesicht und die Brust. Ich sprang schnell zu ihm hinunter, denn ich wußte nicht, ob er schwer verwundet sei. Schon erhob er sich, bleich vor Schrecken. Die Schrapnelkugel hatte nur eine runde kugelförmige Vertiefung in seine Stirn geschlagen und war dann herausgefallen. Das Blut lief dem Leutnant über das Gesicht hinab. Ich verband nun seine Stirn mit seinen beiden Verbandpäckchen. Als es Abend wurde, lief der Leutnant flink wie ein Hase zurück. Er hatte eine bessere Zukunft vor sich als wir. Meine Schützen mußten nicht wenig lachen, weil er sich selbst im Fallen seinen Urin über das Gesicht gegossen hatte. Die Hauptsache war, daß wir diesen Menschen los waren. Ich lief dann in der Nacht zu dem etwa 100 m weiter zurückliegenden Maschinengewehrnest Geier zurück, da dort der Leutnant Clemens sich als Zugführer aufhielt. Dieser übernahm nun die Führung der Kompanie. Leutnant Clemens war ein guter Vorgesetzter und bei der ganzen Kompanie beliebt. Er gab mir gleich, als ich ihm die Meldung von der Verwundung des Kompanieführers überbrachte, zwei gute Zigarren. Nachher lief ich wieder nach meinem Maschinengewehrnest. Diese Nacht schossen die Engländer besonders viel, und ich war gezwungen, mich zweimal niederzuwerfen, um mich gegen die Maschinengewehrgeschosse zu decken. Auch die Artilleriefeuerüberfälle der Engländer wurden immer häufiger und das waren oft bange Minuten, wenn rundum die Granaten einschlugen und die Schrapnels über uns blitzten. Man wurde oft ganz geblendet. Doch hatten wir bis jetzt Glück. Noch war keiner von meiner Besatzung seit unserem Aufenthalt in der 'Eule' verletzt worden.

In der folgenden Nacht, nach der Verwundung des Kompanieführers, war der Schütze Thomas in einem ruhigen Moment oben auf dem Felde beim Austreten. Plötzlich fing ein englisches Maschinengewehr zu rattern an, Thomas erhielt eine Kugel durch den Stiefel, welche ihm die kleine Zehe